SOS-Kunststück **EDITION**

Kunststück dann wieder in gewohnter Form und in großem Umfang stattfinden. »Ich bin sehr stolz, für die Premiere der SOS-Kunststück-Edition drei Künstler gewonnen zu haben, die mit fantastischen Blättern vertreten sind«, schwärmt Kurator Thomas Biber, »eine Bereicherung für jede ernsthafte Sammlung.«

Die Gabe Bibers, gute Kunst zu erkennen, ist jedes Jahr aufs Neue Garant für eine hochwertige Sammlung zumeist originaler Werke zeitgenössischer Kunst. »Ich hab mein Bestes getan«, sagt er bescheiden, angesprochen auf die Qualität der Sammlungen. »Aber ist schon ganz gut«, schiebt er kurz mit einem Lächeln hinterher. Für sich entdeckt hat er die Kunst in der damaligen Avantgarde-Stadt Graz, hat sich interessiert für die Literaturszene, für bildende Künste: »Es ist immer sehr fruchtbar, wenn Kreative aus unterschiedlichen Disziplinen zusammenkommen und sich austauschen«, sagt er. Die Kunst hat ihn schließlich auch nicht mehr losgelassen. Nach München und Köln ist mittlerweile Berlin sein Zuhause geworden, »eine Stadt, die sich zu einer regelrechten Kunstmetropole entwickelt hat«. Wie sich am Erfolg von SOS-Kunststück ablesen lässt, ist die deutsche Hauptstadt ein hervorragendes Pflaster für die Arbeit des Kurators.

Auch wenn bei der SOS-Kunststück-Edition die Anonymität der Künstler wegfällt, so bleibt doch eines gleich: Der Erlös ist für Kinder in Not. In diesem Jahr wird der Reingewinn zum überfälligen Wiederaufbau des SOS-Kinderdorfes in Mexiko-Stadt verwendet: Im bereits 1971 eröffneten SOS-Kinderdorf, hat der fast 40-jährige Betrieb seine Spuren hinterlassen. Massive Mängel an der Bausubstanz, Schäden durch Feuchtigkeit sowie anfällige Strom- und Gasleitungen machen einen Neubau unausweichlich. Mit zwölf Familienhäusern für 108 Kinder soll dort das erste grüne SOS-Kinderdorf der Welt entstehen – durch bauliche Maßnahmen wie Solarpaneele zur Warmwassererzeugung, der Wiederaufbereitung von Brauchwasser zur Bewässerung oder den Einsatz energiesparender Lampen. Zudem sollen Kinder und Mitarbeiter auch ein größeres Bewusstsein für umweltschonendes Verhalten entwickeln.

Mehr dazu unter: www.sos-kunststueck.de



Thomas Biber

Thomas Biber ist seit Anbeginn als Kurator der Charity-Kunst-Auktion SOS-Kunststück dabei. Aufgewachsen in Ingolstadt, kam Biber Anfang der Neunzigerjahre in der Avantgardestadt Graz mit der Kunst in Berührung. Er brach sein Mathematik- und Physikstudium in München ab, besuchte stattdessen Ausstellungen und fasste Fuß in Künstlerkreisen. Nachdem Biber lange Zeit in der Kölner Szene zu Hause war, lebt er derzeit in Berlin. Seinem Instinkt für Kunst, seiner Hingabe und der guten Vernetzung in der Szene verdankt die Benefiz-Aktion SOS-Kunststück ihre hochwertigen Werke.

SOS-Kunststück EDITION

Fax-Nr.: 089 / 179 141 00

BESTELLUNG per Fax

Hiermit bestelle ich folgende Editionen:

Anzahl	Edition	Preis (inkl. MwSt., zzgl. Versand)
	EDITION Andrè Butzer 10 Farben, 10 Katzen (100 Katzen) Linoldruck auf Papier, 50 x 65 cm, 2009	
	hellrot	1.000,00 € pro Blatt
	hellblau	1.000,00 € pro Blatt
	gelb	1.000,00 € pro Blatt
	hellgrün	1.000,00 € pro Blatt
	schwarz	1.000,00 € pro Blatt
	dunkelrot	1.000,00 € pro Blatt
	braun	1.000,00 € pro Blatt
	orange	1.000,00 € pro Blatt
	dunkelblau	1.000,00 € pro Blatt
	dunkelgrün	1.000,00 € pro Blatt
	EDITION Thilo Heinzmann Auflage 60 + 9, 24 x 20 cm, 2009	600,00 € pro Blatt
	EDITION Mauricio Guillén Auflage 50, Ditone-Print 65 x 46, 43 cm, 2009	600,00 € pro Blatt

Meine Daten

Name	
Adresse	
Telefon	
Fax	
E-Mail	
Datum	
Unterschrift	
Senden Sie mir die Bestellbestätigung bitte per: $\hfill $ E-Mail	Fax (bitte ankreuzen

Bitte beachten Sie:

Die Kosten für Verpackung und Versand betragen 9,90 Euro pro Blatt. Der Versand der Kunstwerke ist nur innerhalb Deutschlands möglich.

Die Editionen sind nur in begrenzter Auflage verfügbar. Die Zuteilung erfolgt nach Bestelleingang und nur solange der Vorrat reicht.

Nach Eingang Ihrer Bestellung erhalten Sie eine Bestellbestätigung für die gewünschten und noch verfügbaren Werke. In der Bestellbestätigung erhalten Sie auch alle Angaben zur Zahlung (Vorkasse per Überweisung).

Die bestellten Werke werden nach Zahlungseingang per DHL an die von Ihnen angegebene Adresse zugestellt. Mehrfachbestellungen sind möglich.

Widerrufsrecht Sie können Ihre Vertragserklärung innerhalb von einem Monat ohne Angabe von Gründen in Textform (z. B. Brief, Fax, E-Mail) oder – wenn Ihnen die Sache vor Fristablauf überlassen wird – durch Rücksendung der Sache widerrufen. Die Frist beginnt nach Erhalt dieser Belehrung in Textform, jedoch nicht vor Eingang der Ware beim Empfänger (bei der wiederkeh-renden Lieferung gleichartiger Waren nicht vor Eingang der ersten Teilliefe rung) und auch nicht vor Erfüllung unserer Informationspflichten gemäß § 312c Abs. 2 BGB in Verbindung mit § 1 Abs. 1, 2 und 4 BGB-InfoV sowie unserer Pflichten gemäß § 312e Abs. 1. Satz 1 BGB in Verbindung mit § 3 BGB-InfoV. Zur Wahrung der Widerrufsfrist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs oder der Sache.

Der Widerruf ist zu richten an: SOS-Kinderdörfer weltweit + Hermann-Gmeiner-Fonds Deutschland e.V. • Abt. Kommunikation • Ridlerstraße 55 • 80339 München E-Mail: kommunikation@sos-kinderdoerfer.de • Fax: 089 / 179 141 00



Widerrufsrecht Im Falle eines wirksamen Widerrufs sind die beiderseits empfangenen Leistungen zurückzugewähren und ggf. gezogene Nutzungen (z. B. Zinsen) herauszugeben. Können Sie uns die empfangene Leistung ganz oder teilweise nicht oder nur in verschlechtertem Zustand zurückgewähren, müssen Sie uns insoweit ggf. Wertersatz leisten. Bei der Überlassung von Sachen gilt dies nicht, wenn die Verschlechterung der Sache ausschließlich auf deren Prüfung – wie sie Ihnen etwa im Ladengeschäft möglich gewesen wäre – zurückzuführen ist. Paktversandfähige Sachen sind auf eigene Gefahr zurückzusenden. Sie haben die Kosten der Rücksendung zu tragen, wenn die gelieferte Ware der bestellten entspricht. Verpflichtungen zur Erstattung von Zahlungen müssen innerhalb von 30 Tagen erfüllt werden. Die Frist beginnt für Sie mit der Absendung Ihrer Widerrufserklärung oder der Sache, für uns mit



* Für 31 Euro im Monat werden Sie Pate bei SOS-Kinderdörfer weltweit.

familienbande

76	Auf die Schüsse folgt das Trauma: SOS-Familienhilfe in Bethlehem
84	Kleine Geheimnisse: Kinder öffnen ihre Schatzkästchen
88	Jugendarbeit in der Manege: Wie ein Zirkus helfen kann
90	Für Kinder: Vorabdruck aus dem Kinderbuch »4 1/2 Freunde«
94	5.200 Mütter, 491 Dörfer: SOS-Kinderdörfer in Zahlen
96	»Wie vor 1.000 Jahren«: Ein Gespräch zur Historie der Kindheit
QQ.	Henning Mankell exklusiv: »Warum ich mich schäme «



Bethlehem heute – kein Ort, an dem ein Kind groß werden sollte. In ihren psycho-sozialen Zentren (oben) versuchen die SOS-Kinderdörfer, Jungen und Mädchen zu helfen, die durch die jahrzehntelangen Kämpfe in ihrem Land traumatisiert wurden.



In die Enge getrieben

Auf die Schüsse folgt der Kampf mit der eigenen Psyche: Im Westjordanland helfen Experten der SOS-Kinderdörfer den Jungen und Mädchen ihre Traumata zu überwinden. Wie viele Kinder betroffen sind? »Alle!«, sagt der Psychologe Salman Towfig.

Text: Matthias Maruhn Fotos: Patrick Wittmann

ir sind keine fünf Kilometer aus der Stadt hinausgefahren, da sieht die Landschaft wirklich so aus, wie man sich die Gegend um Bethlehem vorstellt. Karge Vegetation, viel Stein, ein paar Olivenbäume, tatsächlich könnte jederzeit ein Jünger auf dem Eselchen des Weges kommen. Dr. Salman Towfig, 39, klappt im VW-Caddy die Blende gegen die Sonne herunter, zeigt nach vorne und sagt: »Das Tal des Todes.« Man ist geneigt, den Namen historisch einzuordnen oder auf einen der jüngeren Kriege zurückzuführen, aber er ist schlicht als Warnung für die Autofahrer gemeint. Furchterregend steil geht's hinab in die Schlucht, die bunte Werbetafel einer Versicherung mahnt, auf der anderen Seite warten die Soldaten. Ein Kontrollpunkt der Israelis. Salman Towfig bleibt ganz cool, er kennt das, jeden Tag ist der Psychologe viele Kilometer im Westjordanland unterwegs. Zweimal in der Woche fährt er jedes der sechs psycho-sozialen Zentren der SOS-Kinderdörfer an, in denen Experten Kindern dabei helfen, schwere Traumata zu überwinden. Es gibt viel zu tun zwischen Ramallah und Jericho, es sind unzählige Jungen und Mädchen, die Hilfe dringend benötigen. Hilfe für verletzte Seelen.

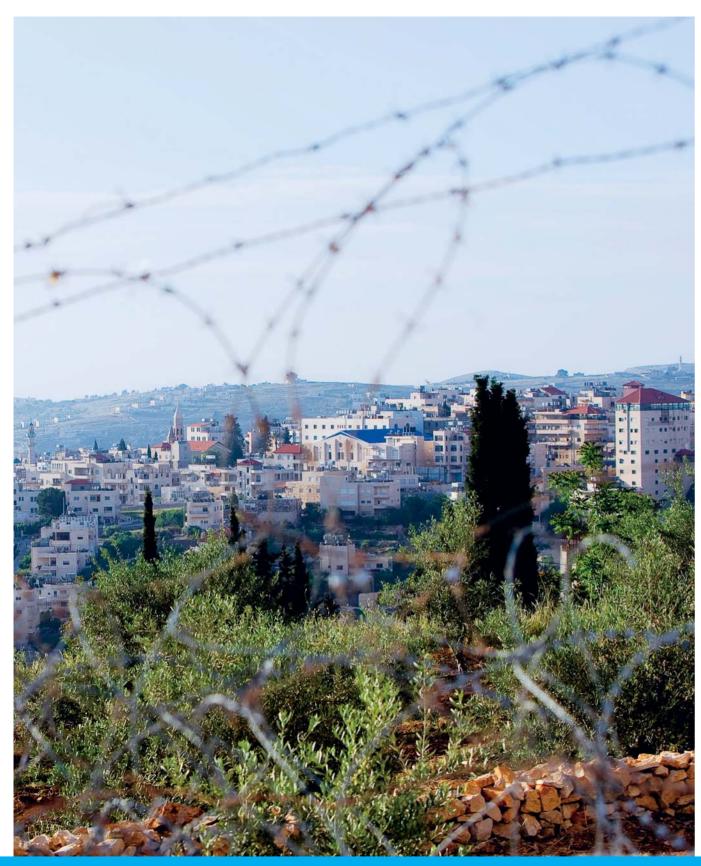
Wie viele der Kinder betroffen sind? »Alle!«, sagt der Psychologe. Einige leiden »nur« unter Appetitlosigkeit, Bettnässen oder Schlafstörungen, andere haben schwere Depressionen oder ernste Angstzustände. Die meisten Fälle laufen unter dem Stichwort ADHS, also Aufmerksamkeitsdefizit und Hyperaktivitäts-Syndrom. Towfig kennt alle diese Ausprägungen und noch viele andere. Welche Symptome ein Kind entwickelt, hänge davon ab, welche Schrecken es während der jahrelangen Kämpfe zwischen Israelis und Palästinensern erlebt hat – den Tod eines Verwandten oder die Zerstörung des Elternhauses. Viele Kinder haben Kämpfe erlebt, sie wissen, wie Kugeln pfeifen, sie wissen, wie sich Steine in der Hand anfühlen, sie wissen, wie blutig

ihre Welt sein kann. Durchweg allen Kindern fehlt es an Sicherheit. Nach und nach zerbröselt dieser Grundstein, auf dem ein kindliches Ego steht. Jeden Tag passiert im Nahen Osten eine kleine oder große Katastrophe, die massiv daran rüttelt. Towfig nennt als Beispiel den Gaza-Krieg. »Die palästinensischen Kinder hier im Westjordanland haben das im Fernsehen gesehen und natürlich die Reaktionen der Verwandten miterlebt. Den Zorn. Die Trauer. Die Kinder wissen sehr genau, wie das alles zusammenhängt. Und sie fragen sich dann: Wann bin ich dran?« Irgendwann werde es für die Kinder fast zur Gewissheit, dass sie selbst früher oder später Opfer der Gewalt werden. Psychologen haben bereits einen Namen für dieses Phänomen, sie sprechen vom »Gaza-Syndrom«.

Manchmal kommt die Traurigkeit auf leisen Sohlen

Es ist nicht allein das direkte Erleben der Gewalt, das die Kinder verunsichert. Manchmal kommt die Traurigkeit scheinbar ohne äußeren Anlass und auf leisen Sohlen. »Ein junger Patient, Marwan, neun Jahre alt, ging eines Tages einfach nicht mehr zur Schule. Ohne ersichtlichen Grund. Die Lehrer waren zufrieden gewesen, keine Probleme. Erst als die Mutter zu uns kam, wurden wir schlauer. Marwans Vater ist Trucker und den ganzen Tag unterwegs. Und Marwan hatte nun Angst um seinen Vater, der da draußen durch diese gewalttätige Welt fuhr. Und diese Angst hat ihn überwältigt.« Immerhin ein Fall, bei dem zu helfen ist. »Ich habe den Vater davon überzeugen können, dass er sich mehr um Marwan kümmert, dass er seine Vaterrolle wirklich annimmt. Drei Monate hat es gedauert, jetzt geht Marwan wieder ohne Probleme zur Schule.«

Wir fahren von Ramallah, der Hauptstadt und Sitz eines der sechs psycho-sozialen Zentren der SOS-Kinderdörfer, in Richtung Norden, Richtung Nablus. Die nächste Kontrolle der Israelis. Die Soldaten sind barsch und unfreundlich, aber korrekt.



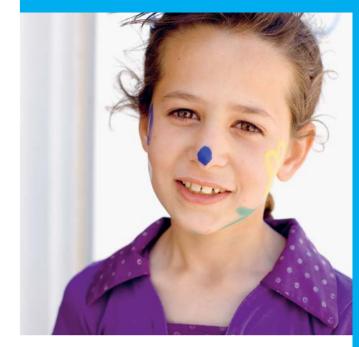
Hinter den Fassaden Bethlehems verbergen sich viele tragische Lebensgeschichten. Viele der Kinder, die dort wohnen, haben Kämpfe erlebt, sie wissen, wie blutig ihre Welt sein kann.

sos im nahen osten

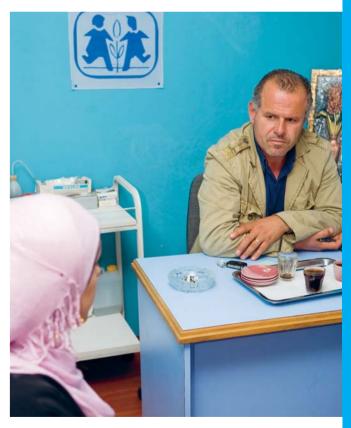
Kein Unterschied, auf welcher Seite der Grenze sie leben: Sowohl Kinder in Israel als auch in den palästinensischen Gebieten werden von den SOS-Kinderdörfern unterstützt. In Israel gibt es zwei SOS-Kinderdörfer und im Westjordanland und Gaza jeweils eins. Elternlose Jungen und Mädchen bekommen hier wieder eine Familie. Die angeschlossenen Schulen, Kindergärten und Kliniken sind auch offen für die Familien der Nachbarschaft. Um noch mehr Menschen helfen zu können, ist vor einigen Jahren die SOS-Familienhilfe aufgebaut worden: Familien werden unterstützt, indem sie zum Beispiel Schulgeld, pädagogische Hilfe oder eine berufliche Fortbildung bekommen. So soll vermieden werden, dass sie auseinanderbrechen. Einmalig in der SOS-Welt ist bislang das Psychomobil, das im Westjordanland unterwegs ist, um traumatisierten Kindern zu helfen.

Sie kontrollieren Papiere und Passagiere. »Alles okay?«, fragen wir. »Nein«, raunzt der Soldat zurück, »dürft trotzdem fahren«. Salman Towfig kurbelt das Fenster wieder hoch und ist gleich zurück bei den Kindern. »Nicht in allen Fällen kann ich so schnell helfen.« Er erzählt die Geschichte der drei Geschwister Nirah, 13, Boshar, 10, und Komis, 8, die das Schlimmste erleben mussten, was Kinder erleben können. Ihr Vater war bei der Intifada beteiligt, er war ein Kämpfer, gerade mal 26 Jahre alt. Und 2004 wurde er von israelischen Soldaten in seinem Haus aus einem Kellerversteck gezogen und mit MP-Salven in den Kopf getötet, geradezu zerfetzt. Die Kinder standen daneben, haben alles mit ansehen müssen. »Kann sich jemand vorstellen, was das mit einer Kinderseele macht?«, fragt Towfig. Für einen Moment schweigt der Psychologe. Wir kommen an den Stadtrand von Nablus, der Stadt, in der früher die Samariter lebten, auch schon fast 2.000 Jahre alt. Towfig schaut herüber: »Die Geschichte der drei Kinder geht noch weiter. Wenige Tage später wird die Mutter ermordet. Wieder vor den Kindern. Von arabischen Kämpfern, die nun wiederum glaubten, dass die Frau ihren Mann an die Israelis verraten habe.«

Heute sind die drei Geschwister versorgt. Sie sind nicht allein. Es geht ihnen gut. Physisch gesehen. »Ich rede viel mit ihnen. Sie denken immer wieder an Rache für ihren Vater. Ich versuche ihnen dann zu erklären, dass der Vater ein Soldat war. Er hat getötet, er wurde getötet. Und eure Mutter, sage ich ihnen,



Das Lachen der Kinder spiegelt nicht immer ihre wahren Gefühle wider. Dahinter verbergen sich häufig schwere Verletzungen, ausgelöst durch die Schrecken jahrzehntelanger Kämpfe.



Der Psychologe Salman Towfig bezieht in seine Arbeit auch die Eltern mit ein, vor allem die Mütter. Er nimmt sich Zeit, hört ihnen zu.



Das Psychomobil fährt von Stadt zu Stadt zu den Kindern. Im letzten Jahr haben die Mitarbeiter zu 40.000 Jungen und Mädchen Kontakt aufgenommen. Bei vielen wurde ein Behandlungsbedarf diagnostiziert.

die dürft ihr nicht verachten. Die Kinder glauben der Propaganda aus ihrem Umfeld, glauben, dass die Mutter eine Verräterin ist.« Reden hilft. Und zuhören. Für traumatisierte Kinder ist es schon ein wichtiger Schritt, wenn sie das Erlebte jemandem mitteilen können. Oder malen, Dinge im Spiel verarbeiten. Nur sehr selten, wenn es gar nicht anders geht, setzen die Mitarbeiter Medikamente ein.

»Plötzlich bist du mitten in einer Schießerei!«

Für Dr. Towfig ist die Reiserei quer durch das Land mit seinen über zwei Millionen Einwohnern nicht ohne Risiko. »Einige Male bin ich schon zwischen die Fronten geraten. Du fährst durch einen Ort, plötzlich siehst du einen Mann mit Waffe, dann noch einen auf der anderen Straßenseite, und dann geht alles unglaublich schnell, und du bist mitten in einer Schießerei. Bisher bin ich immer fortgekommen, mal mithilfe der palästinensischen Kämpfer, mal mithilfe der israelischen Soldaten.«

Wir kommen nach Tubas, schon weit im Norden, kurz vor Janin. Hier, vor einer recht modernen Schule, steht ein besonderes Projekt der SOS-Hilfe für traumatisierte Kinder. Das sogenannte Psychomobil. Es besteht aus zwei 50 Quadratmeter großen Containern, die jeweils für einige Monate in einem Ort aufgestellt werden. Anschließend werden sie an den Haken genommen, verladen und ein paar dutzend Kilometer weiter wieder aufgebaut. Allein im vergangenen Jahr wurden von den Mitarbeitern 40.000 Kinder im Westjordanland angesprochen, in der Schule,

im Kindergarten, auf der Straße. Für insgesamt 9.000 Kinder und Teenager wurde ein Behandlungsbedarf diagnostiziert. Gleich an Ort und Stelle, im Psychomobil, begann man mit der Hilfe; manchen Kindern ging es nach einigen Therapiestunden schon deutlich besser. Wenn die Probleme tiefer lagen, mehr Zeit nötig war, wurde die Arbeit in einem der sechs regionalen psycho-sozialen Zentren weitergeführt.

Wichtig bei der Behandlung ist es, die Eltern mit einzubeziehen, vor allem die Mütter. Ebenfalls entscheidend: die gute Zusammenarbeit mit Behörden und Schulen. Nur so ist es überhaupt möglich, von bestimmten Fällen zu erfahren. Salman Towfig erzählt wieder eine dieser Geschichten, von denen er leider viel zu viele kennt: »Wir haben hier von einem kleinen Jungen gehört, elf Jahre alt, dessen Vater im Krieg gestorben ist. Die Mutter hat neu geheiratet und der Ehemann hat den Jungen verstoßen, also musste das Kind sehen, wo es bleibt, « Schließlich habe sich ein Onkel seiner angenommen, aber offenbar mit unlauterer Absicht. Es heißt, dass der Junge sexuell missbraucht wird. Die Mitarbeiterinnen hätten versucht, mit dem Onkel zu sprechen, aber dieser habe das abgelehnt. Nun wird sich Towfig selbst einmischen. »Da hilft jetzt nur ein Trick. Ich werde mich bei ihm zum Kaffee anmelden. Mich, einen Mann, kann er nach arabischer Sitte nicht abweisen. Also kann ich ihm auf den Zahn fühlen und dann sehen, wie wir dem Jungen helfen können.«

»Wir sollen doch wohl nicht die Juden lieben?«

Das Angebot, traumatisierten Kindern beizustehen, wurde von den SOS-Kinderdörfern 2003 eingerichtet. Towfig erinnert sich noch gut, dass dem Projekt am Anfang ein scharfer Wind entgegenwehte. »Nach der ersten Intifada hat niemand den Kindern geholfen. Niemand hat sich über die seelischen Folgen für die Kinder Gedanken gemacht. Und viele der eher einfachen Menschen haben angesichts von psychischen Erkrankungen nur gesagt: Da kann nur Gott helfen.« Inzwischen wüssten viele, dass es durchaus Wege aus der Seelenkrise gibt. Aber einfach sind sie fast nie.

Er kennt die Tücken aus sehr direkter, privater Anschauung. »Ich habe drei Söhne. Sam, Ali und Adam. Sam ist neun. In den palästinensischen Gebieten gilt ein Junge in diesem Alter unter den Schülern als Held, wenn er Steine auf israelische Soldaten wirft.« Wie schafft man es da, dass seine Kinder nicht in den Schatten des allgegenwärtigen Hasses geraten? Salman Towfig ist ein starker Mann, einer dieser Typen, wie sie Krisen hervorbringen. Er hat seine Ideale, er hat seine Zweifel. »Meine Söhne kommen zu mir und sagen: >Du hast uns gelehrt, alle Menschen zu lieben. Aber wir sollen doch wohl nicht die Juden lieben?«« Der Vater hat überlegt und schließlich eine Antwort gefunden: »Doch, wir müssen alle Menschen lieben, nicht aber ihre Taten.« Die Jungs haben genickt, aber ob sie dem Vater folgen, ob sie ihn verstehen, das weiß er nicht. Da geht es ihm nicht anders als allen anderen Eltern, deren Kinder in solchen Zeiten aufwachsen müssen. In Zeiten ohne Frieden.

Matthias Maruhn ist Redakteur der Neue Ruhr Zeitung NRZ



Wir bringen jede Botschaft ans Ziel – dieses Mal zu einem ganz besonderen Anlass. Herzlichen Glückwunsch zum 60. Geburtstag, SOS-Kinderdörfer weltweit.



Die Post für Deutschland.



Elise Bittenbinder

arbeitet mittlerweile seit über zwanzig Jahren als Psychotherapeutin. Ihr Schwerpunkt liegt in der Trauma-Behandlung. Sie arbeitet als Psychotherapeutin bei XENION, einem Berliner Verein, der Kriegsflüchtlinge und Folteropfer betreut. Parallel zu ihrer therapeutischen Tätigkeit ist sie Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft der Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer (BAFF). Elise Bittenbinder lebt in Berlin und Köln.

Frau Bittenbinder, wie kommt es zu einem Trauma?

Wenn ein erlebtes Ereignis so schrecklich ist, dass es normale Verarbeitungsmechanismen in der Seele überfordert. Sie können sich das vorstellen wie einen Kurzschluss in der Psyche oder im Gehirn. Der Begriff »Trauma« wird heutzutage aber fast inflationär gebraucht. Wir Therapeuten sprechen erst dann von posttraumatischer Belastungsstörung (PTD), wenn ein Leiden mit Krankheitswert vorliegt.

Wie verändert eine Traumatisierung ein Kind?

Das Durchleben eines extremen Traumas kann die Weltsicht erschüttern. Ein Kind erfährt dies als totale Desorientierung oder Perversion: Alles, was ihm wertvoll war, wurde zerstört. Vielleicht mussten Kinder erleben, wie Eltern oder Geschwister ermordet oder gedemütigt wurden. Sie wissen oft gar nicht, ob sie überhaupt wieder jemandem vertrauen können. In langsamen Schritten muss hier wieder neues Vertrauen aufgebaut, diese Sicht auf die Welt wieder korrigiert werden. Ein Kind soll sagen können: Ich vertraue der Welt wieder.

Worin äußern sich die typischen Symptome von traumatisierten Kindern in Kriegsgebieten?

Zum einen durch das Verdrängen des Unerträglichen. Hieraus entsteht ein neues Problem: Der Versuch, Dinge andauernd zu verdrängen, kann psychisch überaus anstrengend sein. Es führt zur völligen Erschöpfung oder in die Isolation. Oft ist dies gepaart mit einer ständigen »Wachsamkeit«, um nicht wieder in die gleiche Gefahr zu geraten. Diese Kinder können dann nicht mehr zur Ruhe kommen. Typisch sind sogenannte Flashbacks: Ein Geräusch, ein Gegenstand oder etwas anderes erinnert an das Unaussprechliche. Das traumatisierte Kind erlebt sich in das Geschehene zurückversetzt, als ob es im Jetzt immer wieder passiert – dann verschwimmt für einige Zeit die Realität.

Es gibt Kinder, denen widerfährt dasselbe schreckliche Erlebnis – sie verkraften es aber sehr unterschiedlich. Woran liegt das?

Das ist das Verrückte daran. Psychologie ist nicht immer logisch, es gibt kein Rezept. Manchen Kindern gelingt es, ein Trauma so zu kompensieren, dass es nicht offensichtlich in Erscheinung tritt. Andere hindert es an ihrer normalen weiteren Entwicklung. Bei wieder anderen melden sich erst nach vielen Jahrzehnten Albträume.

Welche Rolle spielt dabei das persönliche Umfeld?

Eine ganz entscheidende, fast mehr noch als zum Beispiel eine psychotherapeutische Behandlung. Ein Trauma muss nicht automatisch zu einer Krankheit führen. Die Phase danach ist entscheidend und ob jemand in ein schützendes Umfeld kommt, das ihn auffängt und eine Integration der traumatischen Erfahrungen unterstützt.

Wie kann man solchen Kindern helfen?

Leider ist in vielen Kriegsregionen keine psychologische Hilfe vor Ort, oder man kann die Kinder gar nicht erreichen. Was jeder Helfer kann: In den Arm nehmen. Zuhören. Diese menschliche Wärme, die Zuversicht gibt, muss als Erstes kommen.

Wonach sehnen sich die meisten Ihrer Patienten?

Wenn ich meine Klienten danach frage, antworten die meisten: »Ich will vergessen, ich will ganz normal leben.« Aber auf die Frage: »Können Sie vergessen?« lautet die Antwort meist: »Nein, kann ich nicht.« Das weiß jeder, auch ein Kind.

Wie arbeiten Sie mit den Kindern, die Sie behandeln?

Traumatisierte Kinder können nicht vergessen, auch wenn es ihr größter Wunsch ist. Aber man kann mit ihnen darüber reden. Man muss behutsam ein Vertrauensverhältnis zum Kind aufbauen. Ich arbeite viel über das Malen von Bildern. Und schaffe mit ihnen Rituale. Kinder sind unheimlich kreativ und finden eigene Wege, wenn man ihnen den Raum und Unterstützung gibt.

Kann man ein Trauma überwinden?

Alle Lebensereignisse prägen den Menschen. Solche extremen Ereignisse werden den Menschen für den Rest seines Lebens prägen. Ob ein Mensch einen Weg findet, damit umzugehen oder immer wieder in akute Krisen gerät, das ist dann individuell sehr verschieden. Neben den eigenen Verarbeitungsmechanismen hängt viel von Unterstützung durch die Gemeinschaft nach traumatischen Einschnitten ab.

Aber ist es möglich?

Ja. Man kann trotz Trauma ein glückliches Leben führen. Es gibt viele Wege, ein Trauma zu verarbeiten: eine Therapie, Schreiben, sich mit Leidensgenossen austauschen ... es besteht sogar die Chance, an einem Trauma zu wachsen. Es gibt aber auch Menschen, die es nicht schaffen. Besonders gefährdet sind natürlich Kinder, deren Entwicklung noch im Prozess ist.

Mein Schatzkästchen

Sie tragen ihre Welt in ihren Händen: Ganz klein und vollgestopft mit Erinnerungen an Vergangenes und Hoffnungen auf Kommendes. Eine Weltreise durch die Schätzkästchen der Kindheit.



Paul, 7 Jahre, Deutschland

»Meine Schatztruhe ist voll mit Muscheln, die ich selbst mit Goldfarbe angemalt hab. Sie sind mir aber am wenigsten wichtig. Dann habe ich noch einen Schlüssel, den ich in der Isar gefunden habe. Zwei oder drei Jahre hat der da schon gelegen, sehr lange, denn es sind schon richtig Steine an ihm festgewachsen. Der Schlüssel ist mir am zweitwenigsten wichtig. Mein selbst geschnitztes Holzboot ist schon wichtiger und dann natürlich meine ganzen Steine. Manche habe ich selbst gefunden, manche geschenkt bekommen. Am allerwertvollsten ist für mich der Amethyst. Den hat mir mein Opa Udo geschenkt. Der sieht für mich einfach schön aus, vor allem, wenn die Sonne draufscheint.«



Omar, 12 Jahre, Vereinigte Arabische Emirate

»Ich habe mein Schatzkästchen jetzt schon über drei Jahre, mein Vater hat es mir damals geschenkt. Darin sammele ich Geldscheine und Münzen aus den verschiedenen Ländern. Toll finde ich das Rascheln des Papiers und das Klingeln der Münzen. Ich stelle mir dann immer vor, was die Menschen damit bezahlt haben. Außerdem erinnert mich das fremde Geld an die Reisen mit meinem Vater und meiner Familie. Ich freue mich immer sehr, wenn mein Vater mich auf eine Auslandsreise mitnimmt. Das Geld aus dem Jemen hat er mir zum Beispiel mitgebracht, den Rest habe ich ganz alleine gesammelt. Mein Lieblingsgeld? Eine Münze aus Japan. Die hat ein Loch in der Mitte.«



Afrida, 18 Jahre, Bangladesch

»Ich heiße Afrida, aber meine Freunde nennen mich einfach Sathee. Ich lebe im SOS-Kinderdorf Rajshahi im Westen von Bangladesch, gleich an der Grenze zu Indien. In dem Haus, in dem ich mit meiner SOS-Familie lebe, hängt ein Bild von meiner biologischen Schwester. Wir sind alle furchtbar stolz auf sie, weil sie Medizin studiert hat und heute eine Ärztin ist. Ich vermisse sie furchtbar, seit sie damals ausgezogen ist – aber zumindest habe ich noch mein Schätzkästchen: all den Schmuck – die Armreifen, die Ketten – hat mir meine Schwester gegeben. Immer dann, wenn ich sie besonders arg vermisse, schaue ich mir meine Schätze an.«



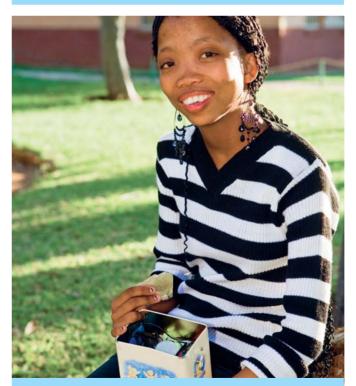
Carina, 6 Jahre, Mexiko

»Was ich am meisten von meinem Schätzen liebe? Die Barbies! Die braune ist meine Lieblingsbarbie. Nur passen sie kaum alle in die Kiste. Dafür muss ich sie schon in der Mitte zusammenfalten.«



oic. 5 Jahre. Mauritius

»Mein Schatz ist eine kleine Trommel aus Ziegenhaut. Wir nennen das »Djembé«. Das Djembé ist mir am wichtigsten, ich liebe den Krach und die Musik, die ich damit machen kann.«



Dina van Wyk. 17 Jahre. Namibia

»Mein Schatzkästchen ist eine Blechdose, in der eigentlich Nürnberger Lebkuchen waren. Heute ist die Box für mich wie ein Tagebuch, ich nenne sie daher immer ›My Privacy‹.«



nna. 12 Jahre. Israel

»Mein Schatzkästchen ist voller Grußkarten – lauter Erinnerungen! Da ist zum Beispiel die Entschuldigung meiner Geschwister: Sie hatten meine Haarbürste ins Klo geworfen.«



Aus einer Sommerreise wird eine feste Institution, wird »Ubuntu«, der Zirkus. Dessen Credo lautet: »Die Kinder sollen wissen: Ich habe mehr als eine Chance im Leben – vielleicht brauche ich mehr Zeit als andere, aber irgendwann schaffe ich es.«



anchmal verschieben sich bei ihm bloß die Buchstaben, manchmal vertauscht er auch ganze Wörter im Satz. Er liest dann viel zu langsam vor der versammelten Schulklasse, zögert, verliert sich in den Textzeilen. Schnell beginnt das Tuscheln zwischen den Schulbänken, baut sich auf zu einem Lachen in den Reihen. Dann beginnt für ihn immer wieder aufs Neue eine Tortur, die Experten Legasthenie nennen. Eine Qual, die weit über das eigentliche Problem hinausgeht: jedes Kichern seiner Mitschüler ist ein Stich, jedes Nicht-Einmischen-Wollen der Lehrer ein Vertrauensverlust. Das macht ihn wütend, aggressiv. Manchmal so heftig, dass die Ärzte keinen anderen Ausweg sehen, als ihn mit Medikamenten zur Ruhe zu bringen.

Die Begeisterung fegt die Erschöpfung einfach weg

Das ist der Anfang der Geschichte von Tom, 13, dessen Namen wir geändert haben, obwohl diese Geschichte gut ausgeht. Deren Faden sich vom klinisch reinen Krankenhauszimmer in der geschlossenen Psychiatrie über die Verzweiflung der Eltern, über das Hamburger Jugendamt bis in das staubige Manegenrund eines Zirkus spinnt.

Der Zirkus trägt den Namen »Ubuntu« und wurde 1995 von mehreren Familien mit dem Ziel gegründet, neue Wege in der Jugendarbeit zu gehen. Damals war das Zelt noch geliehen, waren die Eltern erschöpft nach einem ganzen Sommer lang auf Reisen. Doch die Kinder fegten mit ihrer Begeisterung die Erschöpfung der Eltern einfach weg: Nach erfolgreich absolvierter Tournee war an Aufhören nicht mehr zu denken, der Zirkus wurde zur festen Institution. So fest und so ernst zu nehmen, dass er im Jahr 2001 um eine echte Zirkusschule erweitert wurde. Als Platz für Kinder und Jugendliche, die in Regelschulen keinen Raum für ihre individuelle Entfaltung finden. Für die, die langsamer lernen als andere; aber auch für die, die schneller begreifen als der Rest der Klasse. Ausgrenzung ist immer schmerzhaft, egal warum.

Ob auch Tom den Platz bekommt, den er so nötig braucht, wusste zunächst niemand. Denn die Zirkusschule hat ihre Prinzipien, setzt klar voraus, dass die Kinder aus eigenem Willen über ihre Teilnahme entscheiden sollen. War der unter Medikamenten stehende Tom überhaupt in der Lage, eine freie Entscheidung zu treffen? Und wie würde er mit den anderen Kindern klarkommen?

In der Ubuntu-Zirkusschule sollen die Kinder begreifen, dass ihr Anderssein nicht nur akzeptiert, sondern sogar gefördert wird. Von der Schulpflicht befreit, tauchen sie ein ganzes Jahr lang staunend in die Zirkuswelt ein, trainieren Kunststücke und führen schließlich in der Manege ein kunterbuntes Programm auf. »Die Kinder lernen beim täglichen Training unter anderem, mit Missgeschicken umzugehen. Anfangs lassen sie alles stehen und liegen, wenn es nicht gleich klappt. Ubuntu fängt hier erst an. Unser Leitmotiv ist: Alles mindestens dreimal probieren«, sagt Brigitte Handt, eine der Gründerinnen des Zirkus. »Die Kinder sollen wissen: Ich habe mehr als nur eine Chance im Leben! Ich brauche Zeit – vielleicht mehr als andere, aber irgendwann schaff ich's!«

Sie besucht Tom in der Klinik, Tom besucht Ubuntu – und ist begeistert. So begeistert, so lebendig, dass der Zirkus schließlich entscheidet: »Wir nehmen den Jungen«. Allerdings unter der Bedingung, dass er bei seinem Einzug ohne Medikamente auskommt. Hoffnung und Vorfreude sind oft heilsamer als das stärkste Beruhigungsmittel: Da glaubt jemand an mich! Da gibt es einen guten Grund, mich auf die Zukunft zu freuen! Wenn Vorfreude dazu führt, dass Aggressionen abnehmen, dass Medikamente immer geringer dosiert werden können – dann war die Entscheidung die richtige. Tom beginnt noch in der Klinik, Zirkuskunststücke zu üben. Für die Zeit danach.

Es ist September 2007, als Tom einen der elf Zirkuswagen auf dem Ubuntu-Hof bei Hamburg bezieht. Als er wie jeder Neuankömmling seinen Wagen selbst anmalt, außen weiß, innen orange. Als er wieder anderen Kindern droht, mit Steinen nach ihnen wirft, so seine neue Freiheit austestet. Dass er selber von der Schule fliegt, wenn er weiter mit sich und den anderen kämpft, das weiß bei Ubuntu jeder. Auch Tom. Aber er will nicht gehen, zurück in die Klinik, zurück zu den Ärzten, zurück zu den Medikamenten. Er will bleiben, trainieren, auftreten in der Manege und die Regeln akzeptieren, die er bislang so hartnäckig verweigert hatte. Er fügt sich. Schrubbt das Badezimmer, übernimmt den Tischdienst, wischt durch die Gemeinschaftsräume. Das ist Arbeit am Zirkus und Arbeit an sich selbst, die auch den anderen nicht verborgen bleibt

Er war immer der Wortverdreher

Der Respekt der anderen schafft auch Tom einen neuen Zugang zu sich selbst. Er war immer nur der Wortverdreher, für die anderen gerade gut genug, um über ihn zu lachen. Jetzt hat er die Seiten gewechselt, die Rollen getauscht. Jetzt steht er wieder vor den anderen, doch niemand lacht mehr. Jetzt dreht er das Diabolo, zwei Doppelkegel, die er gekonnt über ein Seil rotieren lässt. Jeden Tag übt Tom damit, so lange, bis er die Bühne für sich erobert hat, bis er sich in seine neue Welt, in die Manege, hineingespielt hat. Unbekümmert und fröhlich wie der neue Tom ist auch sein Auftritt in der Manege.

Tom ist inzwischen im zweiten Jahr beim Zirkus. Eben trainiert er das Spiel mit drei Doppelkegeln. Er weiß, dass er auch diese Herausforderung meistern wird. Er weiß auch, dass es nicht seine letzte sein wird. Bald ist seine Zeit bei Ubuntu vorbei und Toms größter Wunsch ist es, danach einen Schulabschluss zu machen. Er weiß jetzt, dass er das schaffen kann. »Ich bin einer, der schnell lernt!«, sagt er. Und das klingt nicht überheblich, sondern selbstbewusst. So, als habe da einer endlich seine Talente entdeckt.

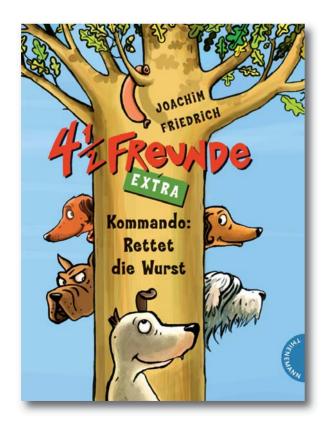
Ubuntu auf Tour 2009:

18./19.7. Horst, 21. – 23.7. Bad Oldesloe, 25. – 28.7. Lübeck, 30.7. – 2.8. Kiel-Gaarden, 4. – 6.8. Glücksburg, 8. – 10.8. Rendsburg, 12. – 15.8. Ottersberg.

4 1/2 Freunde EXTRA

Kommando: Rettet die Wurst

Friedhelm, Kalle, Steffi, Radieschen und Hund Tausendschön – das sind die Detektivbande »4 ½ Freunde«. Bereits 16 knifflige Fälle haben sie in der Vergangenheit gelöst. Im Vorabdruck aus dem brandneuen Band »Kommando: Rettet die Wurst« erzählt Tausendschön, wie er zu den 4 ½ Freunden kam. Die Jagd nach einer herrlichen Wurst, eine nervenaufreibende Flucht und ein Einbruch: ein abenteuerlicher Weg für den drolligen Hund.



Copyright: Joachim Friedrich, 4 1/2 Freunde EXTRA - Kommando: Rettet die Wurst, mit farbigen Illustrationen von Regina Kehn © 2009 by Thienemann Verlag GmbH), Stuttgart - Wien

Nachts sind alle Würste groß

Vielleicht war es eine Vorahnung, vielleicht war aber auch nur der Vollmond schuld daran, dass ich in dieser Nacht nicht schlafen konnte. Eigentlich war das kein großes Problem für mich, denn ich konnte ja auch tagsüber ein oder zwei Nickerchen machen.

Was mich letztlich aus meinem gemütlichen Heim trieb, war schlichtweg Hunger. Das ist mein Schicksal. Entweder ich schlafe oder ich habe Hunger.

Wenn ich den Stand des Mondes richtig deutete, würde es noch lange dauern, bis meine Straßenköterfreunde mich auf der Suche nach einem Frühstück begleiten würden. Also machte ich mich auf den Weg, um mir etwas Essbares zu besorgen. Als Straßenköter lernt man schließlich früh allein zurechtzukommen.

Als ich an den Autos meiner Straßenköterfreunde entlanglief, lauschte ich, doch ich hörte nichts, abgesehen von Milfords leisem Schnarchen. Autos sind Maschinen, die die Menschen erfunden haben. Sie bewegen sich damit fort, weil sie zu faul sind, selbst zu laufen. Überhaupt haben die Menschen recht seltsame Angewohnheiten. Sie benutzen ihre Autos nach einer Weile nicht mehr, sondern stellen sie achtlos auf einem Platz ab und kümmern sich nicht mehr darum. Die Menschen nennen diesen Platz »Autofriedhof«. Was die Menschen so den ganzen Tag treiben, ist für uns Hunde oft nur schwer zu verstehen, aber es hat auch seine Vorteile. So können meine Straßenköterfreunde und ich in den alten Autos, die auf dem Autofriedhof stehen, beguem wohnen. Jeder von uns hat sich eines ausgesucht: ich ein rotes, Rocky ein grünes und Milford ein blaues. Nur Lucky wollte unbedingt gemeinsam mit seiner Schwester Dana in einem wohnen. Wahrscheinlich, weil er im Dunkeln Angst hat, wenn er allein ist. Ich hielt mein bestes Stück in den Wind. Die Luft roch nach Regen. Nass zu werden macht uns Hunden nichts aus. Ganz im Gegenteil: Bei Regen bleiben die meisten Menschen lieber in ihren Häusern. Sie sind halt ziemlich verweichlicht. Und je weniger Menschen auf der Straße unterwegs sind, desto ungefährlicher ist es für uns, etwas Essbares aufzutreiben.

Am Eingang zu unserem Autofriedhof blieb ich einen Augenblick stehen und überlegte, wohin ich gehen sollte. Ich beschloss, mich in eine Gegend vorzuwagen, in der die Häuser nicht so dicht beieinanderstehen, dafür aber umso größer sind. Dort würde es bestimmt jede Menge Essen geben. Wie gesagt, Menschen sind seltsame Wesen. Sie besorgen sich jeden Tag so viel Essen und andere Sachen, dass sie einen großen Teil davon wieder wegwerfen müssen. Und von diesem weggeworfenen Essen können wir Hunde prima leben, ohne auch nur eine Pfote rühren zu müssen. Kaum hatte ich den Autofriedhof hinter mir gelassen, da begann es heftig zu regnen. Als ich in die Gegend mit den großen Menschenhäusern kam, tropfte das Wasser nur so aus meinem Fell

und der Wind pfiff um meine anderthalb Ohren. Ich gönnte mir ein paar Schlückchen Wasser aus einer der Pfützen, die sich auf der Straße gebildet hatten, dann machte ich mich auf die Suche nach meinem Nachtessen.

Ich lief sehr vorsichtig und leise. Ich achtete sogar darauf, um die Pfützen herumzulaufen, um mich nicht durch das Platschen meiner Pfoten zu verraten. Meine Straßenköterfreunde und ich hatten festgestellt, dass die Menschen, die in den großen Häusern lebten, besonders viel von ihrem Essen übrig ließen und in große Behälter warfen, die dicht neben den Häusern standen. Das Problem war nur, dass man leicht entdeckt werden konnte. Nicht von den Menschen, die blieben meistens in ihren Häusern, sondern von den Stöckchenschleppern. Stöckchenschlepper nennen wir Straßenköter die Hunde, die bei den Menschen leben. Straßenköter und Stöckchenschlepper können sich nicht besonders gut leiden, um es mal vorsichtig auszudrücken. Um ehrlich zu sein, können wir uns nicht ausstehen. Wir Straßenköter verstehen einfach nicht, warum die Stöckchenschlepper sich von den Menschen herumkommandieren lassen und die schwachsinnigsten Spiele mit ihnen spielen, wie zum Beispiel Stöckchen zu holen, die die Menschen fortwerfen. Dabei hätten sie das gar nicht nötig. Wie gesagt, die Menschen lassen auch so genug für uns Hunde übrig. Nur leider lassen immer mehr Menschen Stöckchenschlepper bei sich wohnen, um auf ihre Sachen aufzupassen, selbst auf das Essen, das sie zuvor achtlos weggeworfen haben. Ich hatte mein bestes Stück und meine Ohren in Alarmbereitschaft versetzt und schlich an den hohen Zäunen und Hecken entlang. Einerseits, um irgendwo eine Lücke zu entdecken, andererseits, um herauszufinden, ob dahinter ein Stöckchenschlepper lauerte.

Nachdem ich an drei Häusern von unfreundlichen und leider auch ziemlich starken Stöckchenschleppern angeknurrt worden war, stieg Wut in mir hoch. Ich wünschte mir in dem Moment



nichts sehnlicher, als ein bisschen größer zu sein. Doch dann endlich entdeckte ich ein Loch in einer Hecke. Vorsichtig steckte ich den Kopf hindurch, lauschte und ließ mein bestes Stück die Gerüche sortieren. Ein Stöckchenschleppergeruch oder der eines Menschen war nicht dabei. Dafür nahm ich deutlich den Duft von köstlichem Essen wahr. Ich hoffte, dass er nicht durch eines der Fenster drang, sondern aus einem der Behälter, in die die Menschen das Essen warfen, das sie nicht mehr mochten.

Schritt für Schritt wagte ich mich weiter vor. Der Regen war stärker geworden. Außerdem pfiff mir kalter Wind um die Ohren. Allmählich wurde es sogar für einen Straßenköter unangenehm. Trotzdem achtete ich nicht darauf. Erstens war ich voll konzentriert, denn schließlich konnte immer noch ein unangenehmer Stöckchenschlepper auftauchen. Zum anderen ließ mich die Hoffnung auf die leckeren Bissen den Regen und den kalten Wind vergessen. Dann endlich entdeckte ich die Behälter. Sie waren so voll, dass die Deckel offen standen. Ich setzte zum Sprung an. Genau in dem Augenblick schoss etwas Schwarzes über meinen Kopf hinweg. Mein Atem stockte und meine Vorderbeine knickten ein. Gleichzeitig begann ich zu pfeifen. Ich hasse es, wenn meine Zahnlücke dieses Geräusch verursacht. Aber wenn ich mich aufrege oder mich erschrecke, kann ich es einfach nicht verhindern. Dabei wäre es gar nicht nötig gewesen, denn das Schwarze, vor dem ich mich so erschreckt hatte, war nur eine Katze gewesen.

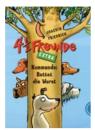
»Hau ab, du blöder Mäuse-Erschrecker!«, rief ich ihr nach. Die Katze sah sich nur einmal kurz zu mir um, streckte mir die Zunge heraus und weg war sie.

Nun endlich konnte ich mich dem widmen, was die Behälter an Köstlichem zu bieten hatten. Und schon bald wusste ich, dass sich die Aufregung gelohnt hatte.

Als ich durch das Loch in der Hecke zurückkroch, hatte ich eine Wurst zwischen meinen Zähnen, die ich kaum tragen konnte. Die Menschen schienen an ihr nur geknabbert zu haben. Wenn sie so viel Wurst nicht essen wollten, warum besorgten sie sich dann nicht einfach eine kleinere? Mir sollte es recht sein. Dieses Prachtexemplar würde mein Herz und meinen Magen eine ganze Weile erfreuen. Sie roch wunderbar und am liebsten hätte ich mich gleich über sie hergemacht. Doch ich wollte sie genießen und das konnte ich nicht bei strömendem Regen und kaltem Wind.

Gut gelaunt und stolz auf mich machte ich mich auf den Rückweg. Allerdings musste ich meine köstliche Beute erst einmal in Sicherheit bringen, denn ein kleiner Straßenköter wie ich wird eine

zum buch



Tausendschön – ein Straßenköter? Das war lange vor seiner Zeit bei den 4 ½ Freunden mit Friedhelm, Kalle, Radieschen und Steffi. Bevor er zu ihnen kam, war er ständig auf der

Flucht. Wie der Hund zur Detektivbande stieß, schildert er im brandneuen EXTRA-Band der »4 ½ Freunde«-Reihe »Kommando: Rettet die Wurst«, der im Thienemann Verlag erscheint.

Der Autor Joachim Friedrich (55) lebt in Bottrop. Neben den »4 ½ Freunden« stammen noch andere beliebte Kinderbuchreihen wie »3 mit Papagei« oder »Amanda X« aus seiner Feder.

große Wurst schneller los, als ihm lieb ist, wenn er nicht aufpasst. Andererseits war es sehr unwahrscheinlich, dass ich um diese Zeit einem Stöckchenschlepper auf der Straße begegnete, und in die Nähe der Häuser musste ich ja nicht mehr. So wurde ich dann doch etwas unvorsichtig und wäre beinahe über die beiden Typen gestolpert. Ich konnte mich gerade noch samt meiner Wurst verstecken. Vielleicht hätte ich es geschafft, mich an ihnen vorbeizuschleichen, aber das war mir zu gefährlich. Diese Wurst gehörte mir und das sollte auch so bleiben.

Die beiden Hunde standen an einem Tor, hinter dem ein langer Weg zu einem Haus führte, das selbst für diese Gegend riesig war. Ich fragte mich, wozu manche Menschen so große Häuser brauchten. Noch mehr interessierte mich allerdings, was die beiden Stöckchenschlepper um diese Zeit dort zu suchen hatten. Dass sie nicht zu uns Straßenkötern gehörten, sah ich auf einen Blick. Und es bestätigte sich schon durch die ersten Worte, die ich von ihrem Gespräch mitbekam.

»Das ist das Haus, von dem mein Herrchen gesprochen hat«, sagte der Kleinere von ihnen. »Da soll diese geheime Sache steigen.«

Herrchen! So nennen die Stöckchenschlepper die Menschen, bei denen sie wohnen.

»Wow!«, brummte der andere Typ. »Das hört sich ja spannend an, Piefke. – Äh, was ist das denn für eine Sache?«
»Butch! Wie oft soll ich dir das eigentlich noch erklären?«
»Weiß nicht. Vielleicht noch ein Mal?«

Dieser Piefke war sogar noch kleiner als ich, also geradezu winzig. Dafür war sein Kumpel Butch umso größer und breiter. Auf dem Autofriedhof hätte er wahrscheinlich keine Bleibe gefunden, in die er hineingepasst hätte. Allerdings war das, was sich unter seinem Fell spannte, kein Fett, sondern Muskeln. Und das, was ich von seinem Gebiss zu sehen bekam, reichte, um zu wissen, dass ich mit diesem Butch keinen Ärger bekommen wollte. Was mir dagegen an dem kleinen Piefke sofort auffiel, war seine unerträglich laute und krächzende Stimme. Sie war kaum zu ertragen, zumindest für empfindliche Hundeohren.

»Ich weiß auch nicht, was mein Herrchen für einen Plan hat! Aber auf jeden Fall ist er geheim«, krächzte Pießke. »Niemand darf davon erfahren!«

Butch sah ihn mit großen Augen an. »Aha. – Wie?«

Piefke sprang in die Höhe. »Butch! Bist du eigentlich so dämlich oder tust du nur so?«

»Weiß nicht. Tut mir leid, Piefke. Bitte sei nicht böse.«

Ich konnte es kaum fassen. Dieser Muskelprotz Butch hätte den Knirps nur mit seinen Reißzähnen kitzeln müssen, um sich Respekt zu verschaffen, aber er schien tatsächlich Angst vor ihm zu haben. So blöd konnte nur ein Stöckchenschlepper sein.

»Also gut«, stöhnte Piefke. »Dann erzähle ich dir noch einmal, was ich weiß. Mein Herrchen trainiert mit mir sehr schwierige Dinge, und das schon eine ganze Weile. Das darf aber kein anderer Mensch wissen, denn es ist geheim, aber das habe ich dir ja nun schon ein paarmal zu erklären versucht.«

»Wow! Geheim! Darf auch mein Herrchen es nicht wissen?«
»Doch, der schon, mein Herrchen ist ja schließlich der Chef von deinem Herrchen. So haben wir uns doch kennengelernt. Sag bloß, du weißt das nicht mehr!«

»Wow! Stimmt ja! Hatte ich ganz vergessen. Und das, was du da trainierst, hat mit diesem Haus zu tun?«

»So ist es. Mein Herrchen hat es mir mal gezeigt und gesagt, dass wir dort nachts hineingehen werden und ich dann das machen soll, was wir trainieren.«

»Wow! Nachts! Weil es geheim ist!«

»Du hast es erfasst, Butch. Nur, wann ich das machen soll und warum, weiß ich nicht. Und das muss ich auch nicht.«

»Weil die Menschen schlauer sind als wir.«

»Zumindest schlauer als du.«

»Wow!«

»Hast du es jetzt verstanden?«, fragte Piefke.

»Glaub schon«, antwortete Butch zögernd. »Äh – ich meine natürlich: ja.«

»Dann sollten wir verschwinden, bevor uns noch die Menschen sehen, die hier wohnen«, krächzte Piefke.

»Wäre das denn so schlimm?«, fragte Butch.

Piefke sprang aus dem Stand in die Höhe. »Es ist geheim! Wann kapierst du das endlich?«

Butch zuckte zusammen. »Ach so. Ja. Stimmt. Dann gehen wir jetzt wohl besser.«

Mir stockte der Atem. Die beiden kamen genau auf mich zu! Butch hatte schon aus der Entfernung groß und gefährlich ausgesehen, doch je näher er kam, desto größer und gefährlicher erschien er mir. Und dann fletschte er plötzlich auch noch die Zähne! Ein lang gezogener Pfiff drang aus meinem Mund. Piefke und Butch blieben wie angewurzelt stehen.

»Was war das?«, krächzte Piefke.

Butch sah sich nach allen Seiten um. »Vielleicht der Wind?« »Vielleicht. Aber ich will sichergehen, dass uns niemand belauscht hat. Von unserem Plan darf niemand etwas erfahren. Das hat mein Herrchen oft genug gesagt. Halte deine Nase in den Wind. Riechst du was?«

Ich drückte mich in mein Versteck. Hoffentlich stand der Wind günstig für mich.

Leider war es nicht der Fall.

»Wow! Ich rieche tatsächlich etwas. Ganz in der Nähe.«

Dieses Mal war der Pfiff noch etwas länger und leider auch etwas lauter.

»Da war es wieder!«, kreischte Piefke. »Da ist jemand!«

Es hatte keinen Sinn mehr, mich noch länger zu verstecken. Nun blieb mir nur noch eines: Flucht!

Ich klemmte die Riesenwurst in mein Restgebiss, holte tief Luft und rannte los.



Aschenputtels Heim

Gaukler, Scheiterhaufen, Pest und Cholera: Die Geschichtsschreibung zeichnet ein eher finsteres Bild vom Mittelalter. Eine glückliche Kindheit zwischen Bürgertum und Handwerksgilde? Kaum vorstellbar. Der Historiker Frank Meier über Parallelen in der Geschichte der Kindheit und das, was eine Kindheit gestern wie heute braucht, um glücklich zu sein.

Interview: Timour Chafik Foto: Andreas Kühlken

Frank Meier

hat seine Passion für das Mittelalter schon während seines Lehramtsstudiums entdeckt. Der 49-Jährige ist seit 2006 Professor an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe. Die Quintessenz seiner Forschungen zur Historie der Kindheit: »All das, was wir heute an Problemen zu bewältigen haben, gab es auch schon in vergangenen Gesellschaften.«

Was unterscheidet eine Kindheit um das Jahr 1100 von einer Kindheit im heutigen Europa?

Eigentlich nichts. Natürlich war die Kindheit in der mittelaterlichen Welt sehr viel stärker von Armut geprägt als in der heutigen Wohlstandsgesellschaft. Dennoch gab es schon im Mittelalter überaus vielfältige Erziehungsideale und Erziehungsstile: Kinder wurden auch früher ersehnt, geliebt, verhätschelt, aber auch geschlagen, abgelehnt, ausgesetzt, abgeschoben oder ermordet.

Aber die Dimensionen sind doch heute andere!

Das mag sein, aber der Mensch hat sich in den vergangenen tausend Jahren nicht so schnell verändert, wie sich seine Umwelt verändert hat.

Doch wird niemand behaupten können, eine Kindheit im Mittelalter sei ähnlich behütet gewesen wie heute!

Vom Prinzip her schon, auch wenn es durch Kriege, Hungersnöte, frühen Tod der Eltern und andere Katastrophen zu sehr viel stärkeren Brüchen in der Kindheitsentwicklung kam als heute. Im Vergleich dazu leben wir natürlich in gesellschaftlich extrem stabilen Verhältnissen ...

... was es uns ermöglicht, der Kindheit sehr viel mehr Raum zu lassen.

Aber tun wir das tatsächlich? Schauen Sie: Eine Kindheit im Mittelalter war mit etwa sieben Jahren beendet, weil das Kind ab dem Zeitpunkt als rechtsfähig galt und als alt genug, sich allein durchs Leben zu schlagen. Das mag uns heute viel zu früh, beinahe grausam erscheinen. Wir hingegen schicken unsere Kinder im Alter von sechs Jahren in die Schule. Eine ähnliche Zäsur, wenn auch von ganz anderer Qualität.

Welche Unterschiede gibt es noch zwischen einer Kindheit im Mittelalter und einer Kindheit heute?

Ganz entscheidende, vor allem im Erziehungs- und Vermögensrecht: Während die Mutter für die Erziehung verantwortlich war, hatte der Vater die alleinige rechtliche Gewalt über

seine Kinder. Der Vater betreute das kindliche Vermögen und hatte die Nutznießung daran, solange das Kind zu seinem Haushalt gehörte. Zudem gab es sehr viel mehr Patchwork-Familien als heute: Aschenputtel und seine Verwandten!

Aschenputtel?

Als ihr Vater starb, war sie ihrer Stiefmutter und ihren Stiefschwestern ausgeliefert: Da viele Frauen an Kindbettfieber starben, heirateten die Männer öfter. Die Frau war nämlich nicht nur bei den unteren Schichten der mittelalterlichen Gesellschaft eine unverzichtbare Arbeitskraft. Sie wurde überall gebraucht, um bereits vorhandene Kinder großzuziehen. Brachte sie allerdings eigene Kinder in die Ehe mit, waren Streitereien um das Erbe vorprogrammiert. Darauf spielt das Märchen mit seinem Stereotyp der bösen Schwiegermutter an.

Fernab aller rechtlichen Streitereien: Wie sah Aschenputtels Zuhause aus?

Es war vor allem ein Zuhause, in dem es an allem mangelte, die meisten mittelalterlichen Haushalte waren arm an materiellen Dingen. Keramikartikel, bis auf die zum Kochen nötigen Dreifußgefäße, oder Glas konnten sich nur die Reichen leisten. Die ärmeren Schichten besaßen nicht einmal Wiegen, geschweige denn eine komplette Wickelausstattung für die Kleinen.

Heißt: je höher der soziale Stand, desto besser wurde gewickelt?

Ganz genau. Im Schenkbuch einer Nürnberger Patrizierfrau etwa ist nachzulesen, was zur Wickelausstattung gehörte: zwei leinene Wickelbänder, vier leinene Windeln, 24 Windeln aus Flachs und ein Wiegenband. Arme Leute besaßen nicht einmal genug Wickelbänder um ihre Kinder richtig zu versorgen. Dabei war das entscheidend, auch um seiner Arbeit nachgehen zu können.

Warum?

Weil ein festgeschnürtes Bündel auch mit auf das Feld oder in eine Werkstatt genommen werden konnte. Kinder lebten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit damit weitaus stärker in der Welt der Erwachsenen als heute.

Und hatten daher nur wenig Zeit zu spielen?

Nein, die Spielwelt war genauso stark oder so wenig ausgeprägt wie heute: etwa Fantasiespiele aller Art oder das Spiel der Jungen mit Holzschwertern, Kreiseln und Murmeln, das der Mädchen eher mit Puppen oder Spielzeuggeschirr. Auf dem berühmten Gemälde des holländischen Malers Pieter Brueghel »Von allerlei Kinderspiel« von 1560 lassen sich 78 Spiele und Spielmittel entdecken!

Welche Kindheit ist die schönere: die im Mittelalter oder die heute?

Diese Frage kann man so pauschal nicht beantworten. Die Kindheit wird als schön erlebt, wenn sich das Kind geliebt und geborgen fühlt. Das war vor tausend Jahren so und ist es auch noch heute: eine schöne Kindheit, das ist Liebe, Aufmerksamkeit, Freiraum in der Entwicklung, Beachtung.

»Warum ich mich schäme«

Ein Kommentar von Henning Mankell



Der schwedische Schriftsteller Henning Mankell hat in seiner Wahlheimat Mosambik für etwa 1,6 Millionen Euro ein ganzes SOS-Kinderdorf finanziert. Das Dorf Chimoio wird zurzeit im Westen des Landes gebaut, es sind zehn Familienhäuser geplant und ein Kindergarten. 2010 sollen die Kinder einziehen. Mankell sagt über seine Spende: »1,6 Millionen Euro sind verdammt viel Geld, aber ich habe Arbeit, einen Platz zum Wohnen und genug Geld für die Zukunft. Für mich ist es ein Privileg, den SOS-Kinderdörfern helfen zu können.«

as ist das größte Problem in Schwarzafrika, werde ich häufig gefragt. Für gewöhnlich lautet meine Antwort, dass man diese Frage eigentlich den Afrikanern stellen sollte und nicht mir. Allerdings sollte man auf vielfältige Antworten gefasst sein, denn es wäre eine gefährliche Vereinfachung, Afrika als Ganzes zu betrachten, als Einheit. Der afrikanische Kontinent besteht aus mehr als fünfzig Ländern, von denen einige die Größe westeuropäischer Staaten übersteigen.

Aber eine mögliche Antwort könnte lauten, dass es nur ein fundamentales Problem in Afrika gibt: Armut. Ich kenne kein anderes, das nicht direkt oder indirekt auf die Armut zurückzuführen wäre.

Als Schriftsteller spreche ich natürlich oft über den Fluch des Analphabetismus. Dass heute – im Jahr 2009 – immer noch Millionen Kinder gezwungen sind, ohne die unverzichtbaren Lebensgrundlagen des Lesens und Schreibens existieren zu müssen – für mich ist es eine uns alle betreffende Schande, wenn sich die ansteckende Epidemie namens Analphabetismus weiterhin frei in der Welt verbreiten kann. Der Analphabetismus könnte längst der Vergangenheit angehören, wenn wir es gewollt hätten. Wir haben sowohl die dafür nötigen Fähigkeiten, als auch das Geld.

Eine Hilfsorganisation hat ausgerechnet, wieviel es kosten würde, jedes einzelne Kind auf der Welt zur Schule zu schicken. Genau genommen entspricht die Summe in etwa der, die wir in Europa für Hunde- und Katzenfutter ausgeben. Selbstverständlich plädiere ich nicht dafür, dass wir aufhören, unsere Haustiere zu füttern. Ich benutze den Vergleich, um deutlich zu machen, wie wenig Geld

nötig wäre. Geld ist nicht das Problem. Es besteht vielmehr darin, dass unser Wille zur Beseitigung des Problems beschämend schwach ausgeprägt ist. Analphabetismus hat einen direkten Zusammenhang mit Armut. Wenn Sie darüber nachdenken, wie viele junge Menschen gezwungen sind, ins Leben zu starten, ohne lesen und schreiben zu können, ohne Zugang zu Informationen, werden Sie erkennen, wohin uns das führt: zur Frage von HIV und Aids.

Ich könnte den Rest meines Lebens damit verbringen, über junge Menschen, oft noch Kinder, zu sprechen, die nie eine Chance bekamen, sich gegen das Aids zu schützen, weil sie keinen Zugang zu den notwendigen Informationen hatten. Junge Menschen und Kinder, die inzwischen gestorben sind.

Unabhängig davon, wie oft über den Rundfunk und durch anschauliche Vorträge vor den Gefahren von HIV und Aids gewarnt wird – beides ist selbstverständlich notwendig und unverzichtbar –, wirkt sich Analphabetismus besonders verhängnisvoll aus. Durch ihn wird einem Menschen nicht nur ein wesentliches Mittel zur Wissensaufnahme vorenthalten, sondern auch die Entwicklung eines gesunden Selbstwertgefühls. Daher ist es auch eine akute Gefährdung der Individualität, nicht lesen und schreiben zu können.

Manchmal habe ich Kinder, die auf den Straßen von Maputo leben, nach ihrem größten Wunsch gefragt. Der am häufigsten geäußerte Wunsch mag zunächst ein wenig überraschen, aber wenn man ihn hört, leuchtet er schnell ein: Sie wünschen sich einen Personalausweis, mit einem Foto, der dokumentiert: »Ich bin ich und niemand sonst.« Aber weit oben auf der Liste steht auch die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können.



GLÜCK LIEGT NICHT DARIN, DASS MAN TUT, WAS MAN MAG, SONDERN DASS MAN MAG, WAS MAN TUT.

James Matthew Barrie, Schriftsteller

DIE MEDIENFABRIK GRATULIERT »SOS-KINDERDÖRFER WELTWEIT« ZUM 60-JÄHRIGEN JUBILÄUM

Medien mit Leidenschaft_verbinden. Das ist die Philosophie der medienfabrik, eines Unternehmens der zur Bertelsmann AG gehörenden arvato. Als eine der führenden Corporate-Publishing-Agenturen konzipieren wir Magazine, realisieren Newsletter, drucken Zeitschriften, gestalten Imagebroschüren, vertreiben Bücher, generieren Content für Off- und Online-Medien, kurzum: Wir machen Medien mit Leidenschaft. Mehr als 180 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter so wie Sebastian Borgmeier stehen für Qualität in Kreation und Realisation.

www.medienfabrik.de





»Teilen, wenn es am Schönsten ist.«

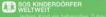
Immer der richtige Anlass

Ein schönes Fest organisieren, gemeinsam feiern und dabei anderen helfen? Ja, das geht. Denn es gibt immer einen Grund zu feiern. Und es gibt immer noch einen Grund mehr, zu spenden.

Bitten Sie doch Ihre Gäste statt um Blumen und Geschenke um Spenden für einen guten Zweck - zum Beispiel für die SOS-Kinderdörfer. So ist Ihr besonderer Anlass auch für Kinder ein Grund zu feiern.

Gerne können Sie sich auch telefonisch informieren unter: 0800 50 30 300 (gebührenfrei) oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter www.sos-kinderdoerfer.de







Ȇber das Leben hinaus Gutes tun.«

In die Zukunft wirken

Gutes tun über den Tod hinaus! Mit einem Testament zugunsten der SOS-Kinderdörfer weltweit geben Sie vielen Kindern ein Zuhause und eine bessere Zukunft

Jede testamentarische Zuwendung kommt ungeschmälert den SOS-Kinderdörfern weltweit zugute.

Gerne können Sie sich auch telefonisch informieren unter: 0800 50 30 300 (gebührenfrei) oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter www.sos-kinderdoerfer.de

